

Verbundkatalog Kalliope

Winter.

Mann, Monika

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus
Literaturarchiv
Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:
Literaturarchiv
Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Winter

Von Monika Mann

Ist denn ein Kardinal gestorben, daß die Glocken mitten in der Woche so läuten? In die hohen Klänge stimmen die dunklen ein, immer mehr, immer voller, bis es über das Land hinklingt, hinschwingt, hinbrandet wie das läutende Meer. Feierlich aufgerührt sind die Berge, auf deren Pfaden die Kruzifixe stehen. Auch sie sind umbrandet vom Meer der Glocken und vom frohen Septemberwind. Vor einem Kreuz kniet eine Frau. «Gib ihm Ruh, eine ewige gute Ruh!», sagt sie laut in das Kreuz und in das Branden hinein. Es ist kein Kardinal gestorben, sondern der Bauer Ferdinand. Und ist er auch nicht so groß wie ein Kardinal, so läuten doch groß die Glocken. Der Bauer Ferdinand ist mit 64 Jahren gestorben. Das ist alt. Denn in den Bergen ist die Zeit lang und oft hart, so daß sie noch länger scheint. 64 Jahre in den Bergen ist eine lange Zeit.

Das war gestern. Und heute wurde der Bauer Ferdinand begraben. Sie kamen im Sonntagskleid von den Höfen und Almen herunter, Männer und Frauen und Kinder, und gaben ihm das Geleit. Als sie vor dem Aufgebahrten standen, warfen sie Heiligenbilder und Blumen in den Sarg und bekreuzigten sich. Die Frau, die gestern gebetet hatte, stand auch dabei.

Auch sie war im Sonntagskleid, aber sie neigte den Kopf tiefer als die anderen und preßte ein schwarzes Taschentuch vor ihr Gesicht.

Am nächsten Tag war die Frau wieder in ihrem Alltagskleid, in blauer Bluse, schwarzem Rock und grauer Schürze. Sie ging herum, als ob gar nichts mehr war. Und da er so lang gewesen war, konnte sie damit gar nichts anfangen. Sie tat ihre Arbeit, und die Zeit verging. So kam der Winter, der immer sehr schwer auf den Bergen lag. Und diesmal schien er der Frau so schwer wie eine große lebendige Last. Die kalten Winde fuhren in das Tal herein und brachten Schnee und Dunkelheit ohne Ende. Johannes, der älteste Sohn, sie nannten ihn Janns oder Jonns, war beim Holz draußen. Philipp, der zweite Sohn, wohnte hinter zwei Bergen, und kam im Winter fast nie. Und sie war ganz allein. Die düstere Stral- magd sah sie kaum, die seit dem Tod des Bauern Ferdinand noch düsterer geworden war. Ihre starke männliche Gestalt war da und dort in eine grimmige Arbeit vertieft, bei der sie zu niemand etwas sprach. Ein lediger alter Mann, der wenig besaß und viel im Wirtshaus saß, klopfte manchmal bei der Witwe an. Er erzählte ihr von rauben Kriegerzeiten, die er einst begangen, indes die Fleischsuppe von seinem Teller dampfte, und die Katze mit hochgestelltem Schwanz sich an seinen Stiefeln rieb. Nachdem der Mann seine Pfeife angezündet hatte und die Frau mit stillem, fra-

gendem Blick ihm gegenüber saß, fragte er sie, ob sie ihn heiraten wolle. Sie schüttelte den Kopf und lachte und sagte ja dazu.

Die Gräber waren verschneit, so daß sie noch stiller und verschleiener schienen, als die kleine Hochzeitsgesellschaft im klingelnden Schlitten an ihnen vorbeiglit. Denn, bald nach jenem Gespräch zwischen der Bauerswitwe Ferdinand und dem ledigen Alten, war der Tag gekommen, da sie sich voll Zuversicht in der Dorfkirche hatten trauen lassen. In einem lila, einen grauen, einen schwarzen und einen dunkelroten Schal gehüllt, saß sie neben ihm, der einen Schafspelz und einen Zylinder trug, in dem Gefährt und küßte ihn vor den Augen aller, deren Gelächter kleine Rauchschleier in die Winterluft malte. Nun war es ganz etwas anderes geworden. Denn sie hatte wieder jemand an der Seite, der Emma zu ihr sagte und der — wenn auch auf lustige Art — über Haus und Hof waltete. Im Doppelbett aus Birkenholz, mit den gewaltigen Daunenkissen, ruhten wieder zwei, und die Stube mit dem Kachelofen stand im Nebel der Knasterpfeife. Der neue Bauer hieß Ludwig. Er ging Sommer und Winter in einem Hemd mit kurzen Ärmeln, dazu trug er pralle Hosen mit Trägern und einen kleinen Hut auf dem Kopf. War es die Tracht oder auch sein sonstiges Aussehen und Gehaben, er hatte etwas von einem alten Bürschen. Und wirklich nahm Emma die Gewohnheit an, ihn — obwohl sie ihn schätzte — «Bürscherl» zu nennen. Er hatte

bei seiner Lustigkeit heißes Blut und war durch sein bisheriges Alleinsein wohl in sich gekehrt. Er konnte stundenlang mit seinem Knie beschaulich in der Stube sitzen oder auf einem Stein vor dem Hause, das Hütchen auf dem Kopf. Wenn die Familie sich zusammenfand, war er aufgeräumt, sehr aufgeräumt, und es war weiser, sein heißes Blut nicht zu sehr in Bewegung zu bringen. Zur Hochzeit war Philipp samt Frau und Kinder dagewesen, der sich mit dem Stiefvater gleich gut verstand. Johannes dagegen, der Jonns, mochte ihn nicht. Und er mochte auch den Johannes nicht.

Es war Zeit, daß Johannes ans Heiraten dachte. Denn er sollte einmal Haus und Hof übernehmen, und da brauchte er auch eine Frau dazu. Da ihm am Sonntag beim Tanzen die Rina, mit den blauen Augen und den schwarzen Wimpern und den roten Backen am besten gefiel, fragte er sie um ihre Hand. Ihre Backen wurden noch röter, und ihre Augen strahlten wie zwei Sterne, als sie ihm um den Hals fiel und versprach, sein treues Weib zu werden. Es ging nicht lang, da war die Rina Jungbäuerin in seinem Elternhaus. Der alte Ludwig machte Witze wegen der Nachkommenschaft, und der Johannes ärgerte sich. «Noch alles still, mauserstill in der Kammer der heiligen, ach so heiligen Freud!», die Rina lachte, und die Emma lachte noch mehr. Und der Jonns blickte ganz ernst. Ihm taten diese Späße weh, besonders von diesem Mann. Und oft stand er

auf, vom Essen oder vom Kartenspiel, und verschwand. Aerger war's, wenn der Philipp zu Besuch kam. Dann fühlte er eine ganze Front gegen sich, denn die beiden Männer machten es sich zum Hauptvergnügen, ihn auf solche Weise aufzuziehen. Seine Rina versuchte ihm beizustehen, was er aber ablehnte in seiner Scham. Die Mutter freute sich über die Späße, weil sie hoffte, sie würden ihren ältesten Sohn und Erben eher zum Vater machen. Sie feuerte die anderen an, daß «ihm die Hitz gleich überall hereinfahrt». Jonns saß wohl am Tisch, den Kopf in die Hände gestützt, und die Rina stand in der Ecke am Bügeltisch, und strich mit dem heißen Eisen über die Wäsche, ohne aufzuschauen. Wenn der alte Ludwig sich ihr näherte und sie am Kinn krauhte, sprang der Johannes auf, als wolle er etwas Schlimmes tun.

Es war über ein Jahr vergangen, als die Mutter zum Johannes sagte: «Wenn du keine Kinder hast, dann bekommt der Philipp das Haus. Und du mußt fort.» — «Dann gib mir meinen Teil, und ich gehe heute schon, Mutter.» — «Ich warte. Und wenn ich lang genug gewartet habe, gehst du fort. Und geben tu ich dir nichts, nicht vor dem Sterben.» — Wie dunkel ging der Jonns herum. Er streifte die anderen wie ein scheues Tier, das das Licht ihrer Augen nicht verträgt. Sogar im düsteren Blick der Stallmagd glaubte er ein Licht des Hohnes aufzuckern zu sehen. Arme Zenz! Sie arbeitete von morgens vier bis in den Abend und flackerte überhaupt nicht. Und hätte

sie es getan, so nur um des alten Ludwig willen, der, wenn er nichts anderes bei der Hand hatte, auch mit ihr seine Späße trieb. Durch den Widerstand ihres starken männlichen Leibes flog sein Hüßchen vom Kopfe und rollte davon, so daß er keuchend danach laufen mußte. Der Sommer war im vollen Gange. Wärme und Heiterkeit herrschte in den Bergen und in Frau Emmas Haus und Hof. Aber Johannes sonderte sich immer mehr davon ab. Wenn seine Freunde kamen oder Knasterfreunde vom alten Ludwig, zum Wein, hielt er nicht mit, oder selten. Er litt um seine Rina, die er genug liebte, um sie nicht der Schadenfreude anderer aussetzen zu wollen. Aber am meisten litt er wohl um sich selbst. Als die Tage schon kürzer wurden, und als die Leute schon früher Feierabend machten, ging er öfters durch die Wälder, wo ihm kein Wesen begegnete. Er schritt langsam über den Moosboden hin und über die Nadeldecke, die zwischen den Stämmen ausgebreitet lag. Die Stämme leuchteten schwarz-golden, und das Tannengezweig in einem bengalischen Hellgrün. Johannes ließ die Arme matt an seinem Körper herunterhängen. Und in der vollkommenen Stille begann er vor sich hin zu reden. Die Augen heftete er dabei auf den Grund, aber er hob sie allmählich in die Höhe, bis sie zwischen den Wipfeln das letzte Himmelsblau entdeckten, und sein Gesicht von goldenen Strahlen übergossen war. Es war schon dunkel, als er nach Hause kehrte und dort großlos in seine Kammer

ging. Die Mutter sagte zum Mann: «Bürscherl, mir scheint, um den Johannes ist es arg finster dieser Tag. Mir kommt vor, er sieht nicht recht, will ein Möbel umstoßen oder auch einen Mensch, wenn er in seinem Weg ist. Mir ist ein bißel angst.» Der alte Ludwig schubste sein Hüßchen, daß es auf dem Hinterkopf landete, und lächelte verschmitzt. «Du hast ihn geboren und mußt wissen, was ihm ist. Eins weiß ich, Mutter, obwohl er und ich uns necken und uns nicht so gut verstehen, mir kommt vor, daß er mit dem Herrgott hadert. Ja, finster gehts über sein Gesicht und sogar über seine Gestalt, seinen Gang, aber schön ist er, Mutter, wenn er so hadert. Schau ihn dir nur an, wie schön er ist, der Johannes.» Und als er so geredet hatte, war es der Mutter noch schwerer ums Herz, daß bei Johannes und Rina der Segen ausblieb, und sie wurde noch härter gegen ihn. Sie bedrohte ihn jeden Tag, setzte ihm eine Frist, und dann würde er dem Nichts gegenüberstehen.

Nachts sagte die Rina: «Es wird schon kommen. Und wenn es nicht kommt, sorgen wir uns nicht.» Und er sagte: «Ich bin Jonns und Sorge mich. Wenn ich draußen herumgehe, spüre ich, daß ich alt werde. Die Zeit hängt an mir wie Fransen. Sie gibt mir keinen Halt und keinen Sinn. Alt, alt ist der Jonns, stöhnte er und wälzte sich und wandte sich ab, als ob er sehr gepeinigt sei. Als sie das Korn schnitten und Lieder dazu sangen, hieb Johannes mit der Sichel auf die Halme ein, absichts von den anderen. Dazwi-

schen streckte und reckte er sich in der kristallklaren Sonnenluft und lachte. Vielleicht lachte er, weil er fühlte, wie jung und stark und geschmeidig er war, und weil er nachts gesagt hatte, er sei alt. Aber er fühlte, daß Gott ihn vergeudet, und das Gefühl der Vergeudung machte ihn alt. Er war so verschlossen und sonderlich, daß sie kaum noch zu ihm sprachen oder ihn zu etwas aufforderten. Auch neckten sie ihn nur noch selten. Nur wenn der Philipp kam, ging jener Stachel in sein Fleisch, das schon erhärtet schien. Doch hätte man merken können, daß er die Augen rollte und ein verlorener dunkler Laut aus seiner Kehle kam.

Und so wie der Winter der Emma zu schwer wurde, nach dem Tod des alten Bauern Ferdinand, so wollte er jetzt dem Johannes zu schwer erscheinen. Die Natur zeigte, wie alle Jahre, keinen Gedanken von Leben, aber er versenkte seine Seele in sie. Er ging unter dem dunkel-bleichen Himmel, im starren Wald, am kalten Berge hin, und redete: «Freude ist tot und erwacht nicht mehr in den kalten Bergen.» Er schlug mehrere Male seine Fäuste an die Schläfen und wiederholte: «Freude ist tot, Freude ist tot.» Als es in der Ehekammer ebenso schwarz war wie in seinem Herzen, flüsterte die Rina in sein Ohr: «Johannes, ich glaube, mir ist gut.» — «Gut!» schnanfte er, «was soll es heißen?» — «Nun, der Segen — es soll heißen, ich glaube...» Johannes war mit einem Satz aus dem Bett und auf den Knien, warf das

3
Haupt zurück und dankte laut dem Heiland. Dann legte er sich neben die Rina und weinte. Der Morgen war viel heller als sonst. Als ob die Sonne endlich scheinen wollte. Sie kam und machte ein herrliches Spektakel auf den Felsen oben, und verschwand wieder. Und dann legte sich eine bleischwere, dämmrige Kälte auf das Land. Johannes war hinausgegangen, und es war ihm unendlich wohl gewesen. Während er den Tannenpfad aufwärts schritt, sah er immer nach oben, mit einem ganz verklärten Lächeln im Gesicht. Das Licht wuchs rings um ihn herum, wärmte ihn, und ließ sich auf den Gipfeln nieder. Er sah die Felsengestalten in perlmuttriger Glut, wie Riesen, die im glühenden Schweigen dem Morgen huldigten. Johannes dachte daran, da er geweint hatte und Rina ihn in ihre Arme geschlossen hatte, und er redete: «Hinter der Sonne ist der kleine Jonns, darum glüht sie so schön.» Die Glut verschwand hinter einer kalten grauen Decke, und Johannes schüttelte sich.

Einige Tage später, als der Johannes vom Holzen heimkam — seine Kleider waren voll Schnee und die Locke auf seiner Stirn, so daß er aussah wie ein Jüngling, den die Sorge weiß gemacht — als er so heimkam, fand er die Rina im Bett, ganz verweint. «Er ist davon», sagte sie unter Schluchzen. — «Wer ist davon, Rina?» — «Der Segen. Ich bin nicht gut, mir ist nicht gut, Jonns.» Und sie schluchzte. Johannes legte seine Hand auf ihre Brust und blickte sie

ruhig an. Eine ganze Weile. Dann verließ er die Kammer.

Es war ein heiliges Fest gewesen, und die Emma hatte einen Kranz aus frischen Dahlien und Rosen auf das Grab des Bauern Ferdinand gelegt. Nachts darauf träumte ihr, daß der Bauer zu ihr sagte: «Frau, tu unserm Johannes, dem Buben nichts!» Sie antwortete: «Mann, ich tu ihm ja nichts. Aber Haus und Hof soll unser Philipp haben, denn seine Kinder werden nachher darüber walten. Der Jonns muß hinaus. Und erst nach meinem Tod kriegt er seinen Teil.» In der Frühe fiel der Emma der Traum ein, und für einen Augenblick zauderte sie. Dann entschloß sie sich zu tun, was sie zu tun entschlossen war. Sie stellte einem jeden die Morgensuppe hin, die man stumm auslöffelte und sich dann an die Arbeit begab. Johannes kam nach einiger Zeit wieder in die Stube, um sich am Ofen etwas zu erwärmen. Er setzte sich hin. Sein Antlitz war traurig. Da kam die Mutter herein und setzte sich zu ihm. Sie sagte: «Jonns, ich warte nicht mehr. Es ist um. Nämlich das Warten ist um. Ich müßte über mich selber lachen, wenn's nicht um wäre. Weil sich bei euch nichts ändert. Mann genug bist du nicht für Haus und Hof. Der Philipp kommt an deine Stelle. Dein Erbe kriegt da nicht, so lang'ich leb. Sag's deiner Rina und geh.» Sie hatte nicht gemerkt, daß jedes ihrer Worte eine Starre über Johannes sandte. Er saß da wie ein Erfrorener. «Jonns!» rief sie. «Wie schaut denn du?»

Sie näherte ihr Antlitz dem seinen. Dann entfernte sie sich, langsam nach rückwärts gehend, indem sie ihn immer anblickte und entsetzt sagte: «Jonns, Jonns...!» Der alte Ludwig riß die Tür auf, und, Pfeife im Mund, Hütchen auf dem Kopf, trampelte er lustig herein. «Was ist?» fragte er, und blieb stehen. «Schau dir den Jonns an, schau!» sagte die Emma. Der Ludwig lachte. «Bürscherl, schau, wie aus Holz ist mein Johannes!» Der Ludwig ging zum Johannes hin, und gab ihm einen Backenstreich. Dann einen anderen. Jetzt — links, rechts, links, rechts schlug er ihn auf die Backen. Dann hielt er ihm den Wein an den Mund. Dann stellte er sich hin wie einer, der sein Werk betrachtet, und schüttelte mißbilligend den Kopf. Bald sagte er: «Der wird schon zu sich kommen.» — «Mit seinen aufgerissenen Augen», sagte die Emma, «er ist ja ganz verflucht.» — «Sind manche», meinte der alte Ludwig. «Fragt sich, wann er von ihm geht, der Fluch. Es ist nicht immer gleich.» Und die Emma: «Ich habe es immer gewußt.» Der Ludwig sagte: «So.» Und dann sagte er noch: «Lassen wir ihn allein, komm, Emma! Ich meine, ihn mit seinem Fluch. Vielleicht haben sie dann ein Gefecht. Dann kommen wir wieder und schauen, wer unterlegen ist. Komm!» Gegen Abend kamen sie, einer nach dem anderen, in die Stube herein und schauten den Johannes an. Er saß noch so da. Die Rina warf sich weinend an ihn, er rührte sich nicht. Sie gingen wieder hinaus. Zwei

Polizisten und ein Arzt haben ihn nachher hinausgeführt und weggefahren. Wie einen Mann aus Holz. In der offenen Stalltür steht die Zenzi. Sie hat alles gesehen. Groß und stark steht sie da. Tief und glockenhalt fängt sie zu singen an. Sie steht halb im Schatten des Stalls, halb im Schneeflicht.

Kleine Chronik